

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Horace, Matthew
Schwarz Blau Blut

Ein Cop über Rassismus und Polizeigewalt in den USA
Aus dem amerikanischen Englisch von Volker Oldenburg

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5015
978-3-518-47015-2

suhrkamp taschenbuch 5015

Matthew Horace
mit Ron Harris

SCHWARZ BLAU BLUT

Ein Cop über
Rassismus und Polizeigewalt
in den USA

Aus dem amerikanischen Englisch von
Volker Oldenburg

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
*The Black and the Blue. A Cop Reveals the Crimes, Racism,
and Injustice in America's Law Enforcement*
bei Hachette Books, New York.

Erste Auflage 2019
suhrkamp taschenbuch 5015

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Copyright © Hachette Books 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Ojo Images/Getty Images

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47015-2

*Im Gedenken an
Delaware State Trooper Stephen Ballard
und
ATF Special Agent Gregory Holley,
zwei stolze Schwarze in blauer Uniform.*

Vorwort

Damit wir uns nicht falsch verstehen: Ich bin Cop. Ich stehe für das Gute und das Schlechte unseres ehrenwerten Berufs, den ich fast dreißig Jahre lang ausgeübt habe. Ich habe mit Cops Sport getrieben, gegessen, getrunken und gebetet. Mit ihnen gepicknickt, gefeiert und einen draufgemacht. Ich habe mit Cops geweint, und wenn einer von uns gestorben ist, ist ein Teil von mir mit ihm gestorben. Ich habe in jedem Bundesstaat und sogar auf Guam Verbrecher gejagt und die Bürger geschützt, in fast allen Bereichen der Strafverfolgung. Ich habe in meiner Karriere viele Posten bekleidet. Angefangen habe ich als Streifenpolizist in Arlington, Virginia, später wurde ich Special Agent beim Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms und übernahm dort schließlich verschiedene Führungspositionen. Beim ATF habe ich Spezialeinheiten und hochriskante Einsätze geleitet, Nachwuchs ausgebildet, landesweite Ermittlungen koordiniert und vieles mehr.

In meinem Herzen aber bin ich immer ein ganz normaler Cop geblieben, einer der vielen Hunderttausend Männer und Frauen, die geschworen haben, die Bürger unseres wunderbaren Landes zu schützen und der Gerechtigkeit zu dienen.

Ich bin der Cop, der auf Notrufe reagiert, bei häuslicher Gewalt einschreitet und Türen aufbricht, hinter denen möglicherweise Gefahr und Tod lauern. Dem bewusst ist, dass jeder »Routineeinsatz« sein letzter sein kann. Der vermisste Kinder aufspürt, Opfer von Verbrechen tröstet und tobende Liebhaber zur Vernunft bringt. Der auf einer spärlich beleuchteten Straße kaum erkennen kann, ob es sich bei dem Gegenstand in der Hand eines Verdächtigen um ein Handy oder eine Pistole han-

delt, und der im Bruchteil einer Sekunde entscheiden muss, ob der Autofahrer, der nervös ins Handschuhfach greift, die Fahrzeugpapiere oder eine Schusswaffe zückt.

Ich bin Officer Gabriel Figueroa und Officer Paul Abel aus Pittsburgh, die ein kleines Kind aus einem gefährlich schwankenden SUV retteten, der einen steilen Abhang hinabzustürzen drohte. Fahrer und Beifahrer saßen zusammengesackt auf dem Vordersitz, vollgepumpt mit Heroin.

Ich bin Officer Katrina Culbreath aus Dothan, Alabama, die mit einer achtzehnjährigen Mutter zum Einkaufen in den nächsten Supermarkt fuhr, nachdem die junge Frau sich vor Gericht des Diebstahls bekannt hatte, weil das Geld nicht reichte, um ihre siebzehn Monate alte Tochter zu ernähren.

Zu oft habe ich Haltung angenommen, wenn wir Abschied von einem getöteten Kameraden nahmen, und zu oft hat mir das traurige Klagen der Dudelsäcke die Tränen in die Augen getrieben.

Ich bin die beiden Officer, die im kalifornischen Palm Springs bei einem Einsatz wegen Hausfriedensbruchs erschossen wurden: Officer Jose Gilbert Vega (63), Vater von acht Kindern und kurz vor der Pension, und Lesley Zerebny (27), Mutter einer vier Monate alten Tochter, die gerade erst in den Dienst zurückgekehrt war.

Ich bin die fünf Officer aus Dallas, die bei einer Black-Lives-Matter-Demonstration gegen Polizeigewalt, auf der sie das Grundrecht auf Versammlungsfreiheit schützen sollten, von einem psychisch kranken Sniper erschossen wurden – Brent Thompson, Patrick Zamarripa, Michael Krol, Lorne Ahrens und Michael Smith.

Aber ich bin auch ein »männlicher Schwarzer«, sprich, einer der zig Millionen afroamerikanischer Männer, die aufgrund von uralten Lügengeschichten und Vorurteilen von vornherein als verdächtig und gefährlich gelten. Wo wir auftauchen, halten Frauen instinktiv ihre Handtaschen fest, verriegeln Familien

die Autotüren und melden Verkäufer bei der Polizei einen »verdächtigen Schwarzen«. Wir sind immer eine Bedrohung, tragen immer eine furchteinflößende Waffe. Diese Waffe ist unsere Haut. Wir können sie nicht ablegen.

Wie alle schwarzen Männer verspüre ich den Frust, die Kränkung, die Angst und die Wut darüber, dass ich in Gefahr bin, nur weil ich atme. Als schwarze Männer sind wir bei jeder Begegnung mit der Polizei auf der Hut, ob wir nun Manager, Kantinenangestellte, Computerfachleute, Lehrer, US-Senatoren, Leistungssportler, Architekten oder Cops sind.

Auch als Cop bin ich der schwarze Junge, dem von seinen besorgten Eltern eingeschärft wurde: Egal, wie absurd die Gründe sind, aus denen die Polizei dich anhält, und egal wie schlimm sie dich beleidigen und erniedrigen, füge dich, damit du lebend nach Hause kommst.

Ich bin der Filmmacher und Harvard-Professor Henry Louis Gates Jr., der in seinem eigenen Haus in Cambridge, Massachusetts verhaftet wurde, nachdem jemand bei der Polizei gemeldet hatte, ein »verdächtiger Schwarzer« sei in Gates' Haus eingebrochen.

Ich bin Gregory Gunn, Sohn eines angesehenen Polizisten aus Montgomery, Alabama. Gunn hatte bis spät in die Nacht mit Freunden Karten gespielt. Auf dem Nachhauseweg wurde er von einem Streifenpolizisten angehalten, der ihn für »verdächtig« hielt. Gunn war unbewaffnet. Der Officer erschoss ihn.

Ich bin Tamir Rice, ein zwölfjähriger Junge, der in einem Park mit einer Spielzeugpistole Räuber und Gendarm spielte. Ein Verwandter hatte ihm das Spielzeug geschenkt. Jemand rief die Polizei, und Rice wurde zwei Sekunden nach Eintreffen des Streifenwagens erschossen.

Ich bin DeJuan Guillory, ein 27-jähriger Vater von drei Kindern und Sohn eines Ex-Polizisten. Er und seine Freundin waren mit seinem Geländewagen unterwegs, als sie von der Polizei angehalten wurden. Der Officer war von der Zentrale über ein

gestohlenes Geländefahrzeug informiert worden und forderte die beiden auf, sich auszuweisen. Obwohl Guillorys Wagen nicht gestohlen war, erschoss ihn der Officer. Guillorys Freundin landete wegen versuchten Mordes an einem Gesetzes Hüter vor Gericht.

Als hochrangiger afroamerikanischer Polizist habe ich im wahrsten Sinne auf beiden Seiten des Gewehrlaufs gestanden. Manchmal hatte ich schon den Finger am Abzug und war kurz davor, einen tödlichen Schuss abzugeben, andere Male richtete ein weißer Officer die Waffe auf mein Gesicht, und ich war dem Tode nahe.

In diesem Buch beleuchte ich das Thema Polizeigewalt von beiden Seiten. Dabei bin ich zu dem Schluss gelangt, dass die von Gesetzes Hütern verübten Straftaten und die diskriminierenden Methoden innerhalb der Polizei oft, aber nicht nur auf Rassismus zurückzuführen sind.

Machen wir uns nichts vor: Niemand in unserer Gesellschaft – Schwarze, Weiße, Männer, Frauen, gebürtige und zugewanderte Amerikaner – ist frei von Vorurteilen, Stereotypen und Rassismus, und das gilt natürlich auch für die Polizei. Aber das Problem reicht viel tiefer. Die vielen Fälle von polizeilichem Fehlverhalten, unangemessenem Schusswaffengebrauch, Racial Profiling und »Polizeiirrtümern« weisen darauf hin, dass es nicht bloß um ein paar schwarze Schafe geht. Diese Vorfälle sind vielmehr Ausdruck eines systematischen Feindbilddenkens und einer Kultur der Missachtung gegenüber den Menschen, denen die Polizei von Berufs wegen dienen soll. Nicht selten wird diese feindselige Haltung von den zuständigen Politikern befördert, die diskriminierendes und gesetzeswidriges Vorgehen auf Polizeiseite nicht nur stillschweigend hinnehmen, sondern bisweilen sogar ausdrücklich gutheißen. Bestimmte Denk- und Verhaltensmuster, die in den meisten unserer Polizeibehörden fest verwurzelt sind, gefährden nicht nur die Bürger, sondern auch die Officer selbst.

Ein Großteil unserer Polizisten ist für die täglichen Anforderungen des Berufs unzulänglich ausgebildet. Obendrein schicken wir Polizisten ohne das nötige Rüstzeug in die Brennpunkte unseres ethnisch und sozial gespaltenen Landes. Folglich treffen sie Fehlentscheidungen. Sie jagen einen zu Unrecht Verdächtigten durch eine Seitenstraße, und am Ende gibt es Tote. Polizisten greifen unnötig zu Gewalt, anstatt ihren Verstand einzusetzen. Und so endet mancher Routineeinsatz in einer Tragödie.

Wir nehmen Männer und Frauen in den Polizeidienst auf, die dort nichts zu suchen haben. So mancher Kollege, mit dem ich gearbeitet habe, war eine tickende Zeitbombe, und alle wussten Bescheid. Dazu gibt es haufenweise Polizisten, die trotz zahlreicher Dienstvergehen von einer Strafverfolgungsbehörde zur nächsten ziehen.

Viel zu oft wird das Fehlverhalten von Polizisten aller Dienstgrade von einer Cop-Culture geduldet, die die Loyalität unter Polizisten über die Berufspflicht stellt, die Bevölkerung zu schützen und die so genannte »Blue Line«, die Grenze zwischen Gut und Böse, zu wahren. Officer fürchten sich davor, als Verräter geächtet zu werden, wenn sie einen Kollegen verpfaffen. Und das Schlimmste: Polizisten, deren Vergehen ans Licht kommen, werden so gut wie nie zur Rechenschaft gezogen.

Leider ist unser Bild von der Polizei derart von den Mythen in Filmen und Fernsehserien geprägt, dass wir dem Verhalten unserer Gesetzesgüter viel zu unkritisch gegenüberstehen. Selbst wenn eine Polizeibehörde miese Cops loswerden will oder sich ein Officer wegen des Todes einer Zivilperson vor Gericht verantworten muss, die Öffentlichkeit sucht die Schuld nur selten bei der Polizei, egal, wer das Opfer ist und wie brutal die Tat.

Als ich mit dem Schreiben dieses Buches begann, erzählte ich einem Freund und Ex-Abteilungsleiter beim New York City Police Department, dass ich die Gefahren, denen Polizisten bei

der Arbeit ausgesetzt sind, auf keinen Fall herunterspielen wolle. Bei allem Verständnis für ihren Ärger und ihre Enttäuschung wolle ich Afroamerikanern und anderen begreiflich machen, wie schwierig dieser Job sein kann. Mein Freund sagte: »Das ist Schwarzen durchaus bewusst. Was sie nicht begreifen, ist, dass wir, die Polizei, *nie* etwas falsch machen. Sie verstehen einfach nicht, dass die Polizei immer unschuldig ist, wenn jemand erschossen wird. Dass Polizisten offenbar unfehlbar sind.«

Seit ein paar Jahren rückt die Black-Lives-Matter-Bewegung das Thema Rassismus in der Polizei in den Fokus des öffentlichen Interesses. Über die sozialen Medien macht Black Lives Matter hartnäckig auf Fälle aufmerksam, in denen schwarze Männer von der Polizei erschossen wurden. Mit ihren Protests und Aktionen hat BLM Hunderttausende Menschen in ganz Amerika wachgerüttelt.

Entgegen allen Behauptungen ist Black Lives Matter nicht polizeifeindlich, so wie die Frauenbewegung nicht männerfeindlich ist und die Bürgerrechtsbewegung nicht weißenfeindlich war. Die Aktionen von Black Lives Matter haben in diversen Polizeibehörden zu Verbesserungen geführt. Die ersten setzen bereits auf Deeskalation und verwenden Body-Cams, um den Umgang ihrer Officer mit der Bevölkerung zu überwachen. Manche, wie das Cleveland Police Department, haben neue Einstellungstests entwickelt, um potenzielle Problemkandidaten gezielt auszusortieren. Andere haben die Ausbildung intensiviert und konzentrieren sich verstärkt darauf, Polizisten in der Bewältigung von Krisensituationen zu schulen, zum Beispiel im Umgang mit psychisch Kranken und Obdachlosen, zwei Personengruppen, die mittlerweile einen Großteil der Einsätze ausmachen.

Nur wenige sind bislang dem Beispiel des Seattle Police Department gefolgt, das seine Officer gezielt darin schult, sich mit den eigenen Vorurteilen auseinanderzusetzen. Der Generalstaatsanwalt von New Jersey hat derweil verfügt, dass jede Po-

lizeibehörde in seinem Bundesstaat ein Trainingsprogramm zu angemessener Gewaltanwendung und zum Abbau von Vorurteilen anbieten muss.

Den meisten Menschen ist klar, dass etwas im Argen ist, doch bei der Frage, was in unserem Land nicht stimmt, gehen die Meinungen weit auseinander. Eine Fülle von Studien belegt, dass weiße und schwarze Amerikaner das Problem völlig unterschiedlich bewerten. In Minnesota, Schauplatz von zwei der prominentesten Todesfälle schwarzer Männer durch Polizeigewalt, befürworten laut einer Umfrage neunzig Prozent der schwarzen Bevölkerung die Kampagnen von Black Lives Matter. Lediglich sechs Prozent ihrer weißen Mitbürger teilen diese Einstellung. Das muss man sich einmal bildlich vorstellen. Neunzig von hundert Schwarzen wandern auf die eine Seite des Raums, und nur sechs von hundert Weißen gehen mit. Alle anderen lehnen Black Lives Matter ab.

Umgekehrt hatten fast alle der weißen Befragten eine positive Einstellung gegenüber der Polizei; bei den Schwarzen war es hingegen nur jeder Vierte. Auch das muss man sich bildlich vorstellen: Achtundneunzig Weiße versammeln sich auf der einen Seite des Raums, und sechsundzwanzig Schwarze stellen sich dazu.

Das ist kein Unterschied. Das ist ein Abgrund.

1. DIE BEDROHUNG

Voreingenommenes Denken ist in unseren Polizeibehörden so verbreitet wie bei unseren Angehörigen, Freunden, Bekannten und Arbeitskollegen. Wir alle haben eine verzerrte Wahrnehmung der Wirklichkeit. Vor dreißig Jahren war der Begriff *unbewusste Voreingenommenheit* noch nicht Bestandteil unseres Wortschatzes. Folglich dachte ich nicht eine Sekunde darüber nach, als ich, damals noch ein blutiger Anfänger, ein Wohnhaus in Arlington, Virginia betrat. Man hatte mich zu einem Einsatz wegen häuslicher Gewalt geschickt, und mein einziger Gedanke war, dass ich hoffentlich nicht auf den Täter schießen musste.

Laut Definition handelt es sich bei unbewusster Voreingenommenheit um die Denkmuster und Stereotype, die wir alle in unseren Köpfen haben. Sie bestimmen darüber, wie wir anderen Menschen gegenübertreten, und beeinflussen unwillkürlich unser Handeln und unsere Entscheidungen. Mit anderen Worten: Wir verinnerlichen die Haltungen und Blickweisen, die uns unsere Eltern, Freunde, Nachbarn und unsere Umwelt vermitteln. Das Gleiche geschieht mit den Bildern und Stereotypen, die wir in Film und Fernsehen, in Zeitschriften und anderen Medien sehen.

Voreingenommenes Denken ist nicht dasselbe wie Rassismus oder Sexismus. Rassismus und Sexismus beruhen auf bewussten Vorurteilen und der Überzeugung, dass die eigene Rasse oder das eigene Geschlecht überlegen sind. Unbewusste Voreingenommenheit äußert sich hingegen in Anschauungen und Erwartungshaltungen, die tief in unserem Unterbewusstsein verankert sind. Sie erklären zum Beispiel, warum große Männer fast immer gefragt werden, ob sie Basketball spielen,

und warum Sie, wenn ich »Erdnussbutter« sage, höchstwahrscheinlich an »Marmelade« denken. Sie erklären, warum, so das Ergebnis zahlreicher Studien, europäische Schönheitsideale auch bei vielen Asiaten, Afroamerikanern und Latinos als Norm gelten. Dieselben Studien zeigen übrigens, dass die breite Masse der Amerikaner, unabhängig von der Hautfarbe, ein grundsätzlich positives Bild von Weißen hat. Bei Afroamerikanern und Latinos ist dieses zwar weniger stark ausgeprägt, doch insgesamt gesehen ist diese Haltung ein fester Bestandteil der amerikanischen Kultur. Unbewusste Voreingenommenheit erklärt, warum wir Reichtum und Macht vornehmlich mit weißen Männern verbinden. Leider erklärt sie auch, warum schwarze Männer von weiten Teilen der Bevölkerung als gefährlich wahrgenommen werden, sogar von vielen Afroamerikanern.

Wir alle denken unbewusst in Stereotypen. Das macht uns nicht automatisch zu schlechten Menschen, sondern einfach zu Menschen. Bei Leuten mit Dienstmarke, Waffe und der Macht zu töten aber kann voreingenommenes Denken dazu führen, dass jemand stirbt, der nicht hätte sterben dürfen.

An jenem Tag in Arlington wurde ich zum ersten Mal mit meiner eigenen Voreingenommenheit konfrontiert. Ich war bei einem Einsatz wegen Trunkenheit am Steuer, als ich über Funk die Anweisung erhielt, eine Kollegin von einer benachbarten Dienststelle zu unterstützen. Ich fuhr sofort los. Meine Partnerin weihte mich kurz in die Sachlage ein, dann gingen wir gemeinsam zum Haus. Da es sich um einen Fall von häuslicher Gewalt handelte, ging ich automatisch davon aus, dass uns eine in Tränen aufgelöste, unter Umständen sogar verletzte Frau die Tür öffnen würde.

Falsch gedacht.

Das Opfer war ein Mann von mittlerer Statur und Größe, vermutlich Latino. Leslie habe ihn geschlagen, sagte er und bat uns, Leslie aus der Wohnung zu schaffen. Ein Mann, der von einer Frau verprügelt wird? Meine Partnerin und ich fanden das

reichlich bizarr. Aber ich dachte: *Was soll's. Mit einer Frau wird man viel leichter fertig als mit einem aggressiven, möglicherweise betrunkenen Kerl.* Es war früher Abend gewesen, als ich zu dem Einsatz geschickt wurde. Jetzt war es schon fast dunkel. Auf dem Weg nach oben in die Wohnung vereinbarte ich mit meiner Partnerin, dass sie das Kommando übernehmen und es mit einem Gespräch von Frau zu Frau versuchen würde.

Wieder falsch gedacht.

Als wir in die Wohnung kamen, saß Leslie auf dem Sofa. Leslie war ein Mann, groß, schwarz und breit wie ein Fernsehsessel. Ein echtes Schwergewicht. Leichte Besorgnis regte sich in mir. Ich bin eins achtundachtzig, und damals wog ich durchtrainierte hundertzwanzig Kilo. Trotzdem ging ich im Geiste die Schritte für solche Situationen durch, nur für den Fall, dass Leslie Widerstand leistete. Doch er war höflich. Er entschuldigte sich für den Krawall und dafür, dass wir seinetwegen hatten kommen müssen. Das Gespräch war freundlich, und alles lief gut, bis wir die Sache ansprachen, die Leslie natürlich nicht hören wollte.

»Sir, Ihr Mitbewohner will, dass Sie die Wohnung verlassen«, sagte meine Partnerin. »Stehen Sie bitte auf und begleiten Sie uns nach unten.« Dass wir das Wort *Mitbewohner* verwendeten, war ein weiteres Zeichen für unsere damalige Voreingenommenheit. Bei einem heterosexuellen Paar hätten wir mit Sicherheit *Freund* oder *Freundin* gesagt.

»Ich will nicht gehen«, sagte Leslie. »Ich wohne hier.«

Er war erregt, aber nicht bedrohlich.

»Sie müssen aus der Wohnung raus«, sagte meine Partnerin. »Bitte begleiten Sie uns nach unten, dann finden wir ganz sicher eine Lösung.«

Wir mussten Leslie unbedingt aus der Wohnung bekommen, denn auf dem engen Raum wäre es immens schwierig gewesen, mit einem so großen, schweren Mann fertigzuwerden. Er wiederholte, dass er bleiben wolle, und weigerte sich aufzustehen. Meine Partnerin forderte ihn erneut zum Gehen auf. Dieselbe

Reaktion. So ging es eine Weile hin und her. Wir forderten ihn auf, uns zu begleiten, er weigerte sich und wiederholte, wie sehr er seinen Partner liebe. Das war nicht gut. Wenn sich ein Verdächtiger unseren Anweisungen widersetzt, müssen wir zu härteren Mitteln greifen. Wir waren kurz davor, Gewalt anzuwenden, und das ist immer gefährlich. Doch dann folgte Leslie plötzlich unserer Bitte. Er stand vom Sofa auf, und ab da wurde es brenzlig.



Ehrlich gesagt wollte ich nie Cop werden. 1986 fing ich beim Arlington County Police Department in Virginia an. Das war kurz nach Abschluss meines Studiums an der Delaware State University, die zu den Historischen afroamerikanischen Colleges und Hochschulen gehört. In meinem letzten Studienjahr kamen ein paar Personaler von der Polizei in Virginia an die Uni und warben mich an. Die Leute waren nett, und der Job klang nicht schlecht, aber ich sagte nicht sofort zu. Ich wollte zuerst mein eigenliches Ziel verfolgen.

Mein Plan war, Offensive-Line-Spieler in der National Football League zu werden. Ich spielte Left Guard und Right Guard und wurde hin und wieder auch als Tackle eingesetzt. Ich war schwer, und ich war schnell. Die Leute fanden mich richtig gut, und das fand ich auch. Nachdem ich eine Saison lang in der Mid-Eastern Athletic Conference gespielt hatte, dachte ich, ich versuche es mal mit der NFL. Meine Träume bekamen jedoch einen herben Dämpfer, als die New York Giants mich im Sommer nach dem Studium beim Probetraining ausmusterten.

Ich hatte es genauso angehen wollen wie all die anderen, die heiß auf eine Karriere in der NFL sind. Man verbringt ein Jahr lang mit Essen, Gewichtestemmen und Lauftraining, um Masse, Kraft und Schnelligkeit aufzubauen. Nebenbei arbeitet man als Türsteher bei Clubs und Konzerten, damit man bis zum nächs-

ten Trainingslager über die Runden kommt. Manche haben Erfolg, andere quälen sich fünf Jahre, bis sie endlich einsehen, dass sie einfach nicht gut genug sind. Ich zog ernsthaft in Betracht, es zu wagen, aber mein Vater, ein Elektriker, und meine Mutter, eine Sekretärin, nahmen mich auf die Seite und sagten, es sei an der Zeit, der Realität ins Auge zu blicken und mir einen anständigen Beruf zu suchen. Das Angebot vom Arlington County Police Department stand noch und klang von Tag zu Tag besser. Und so nahm ich an.

Die Polizei in Arlington zählte damals zu den wenigen zertifizierten Polizeibehörden in den USA. Sie war also etwas Besonderes. Eine Voraussetzung für die Zertifizierung ist, dass alle Officer ein abgeschlossenes Studium vorweisen müssen. Das gefiel mir. Das klang professionell und hieß, dass sich dort nicht so viele Leute herumtreiben würden, die nur Räuber und Gendarm spielen wollten. Außerdem war Arlington County sehr wohlhabend, deutlich wohlhabender jedenfalls als die Gegend, in der ich aufgewachsen war. Das Medianeinkommen in Arlington ist fast doppelt so hoch wie im gesamten Rest der USA. Folglich zahlte die dortige Polizeibehörde die besten Gehälter im Umland von Washington, D. C. Man verdiente dort sogar mehr als in der Hauptstadt. Das machte den Job umso reizvoller für mich.



Dieser kleine Exkurs soll veranschaulichen, warum ich mich in einer Situation befand, in der ich möglicherweise auf einen Menschen schießen musste.

Schon im Sitzen hatte ich Leslie als groß und schwer eingeschätzt, aber jetzt stand ein über zwei Meter großer, mindestens hundertfünfzig Kilo schwerer Koloss vor mir. Ich hielt mich für ziemlich kräftig, aber neben ihm kam ich mir vor wie ein Häufling. Für meine Partnerin und mich war das ein extrem heikler

Moment. Wir mussten damit rechnen, dass er auf uns losging oder noch Schlimmeres geschah. Das Einzige, womit ich ihn zurückhalten und mich und meine Partnerin schützen konnte, war meine Dienstwaffe. 1986 waren Taser noch nicht so verbreitet wie heute. Um zu verhindern, dass die Situation eskalierte, nahmen wir unsere Anweisung von eben zurück.

»Sir, würden Sie sich bitte wieder hinsetzen?«, sagte ich.

Leslie sah mich irritiert an. »Ich will mich aber nicht setzen. Sie hat gesagt, ich soll aufstehen, und das habe ich gemacht.«

Da stand also dieser riesenhafte, potenziell gewalttätige Kerl vor uns und weigerte sich, unsere Anweisung zu befolgen. Das war nicht gut, und Leslie machte alles noch schlimmer. Er sagte, er müsse nach unten zu seinem Freund. Das durften wir natürlich nicht zulassen. Der Mann stand im Verdacht, seinen Partner misshandelt zu haben, und wir würden ihn ganz sicher nicht in die Nähe des mutmaßlichen Opfers lassen. Also forderten wir ihn erneut auf, sich wieder hinzusetzen. Er hörte nicht auf uns. Wir versuchten es noch einmal. Er weigerte sich, und das tat er auch bei der nächsten Aufforderung.

Uns war klar, dass es uns aufgrund seiner Körpermasse kaum gelingen würde, ihn ohne Verstärkung festzunehmen. Ich hatte mich bereits mit dem Gedanken abgefunden, dass wir, wenn Leslie weiter Widerstand leistete, möglicherweise von der Schusswaffe Gebrauch machen mussten. Wir standen vor einer schwierigen Entscheidung. Wenn wir versuchten, diesen Riesen von einem Mann rein physisch zu überwältigen, drohten uns ernsthafte Verletzungen. Der Griff zur Waffe wäre also durchaus vertretbar gewesen, und wenn wir Leslie im Handgemenge erschossen hätten, wären wir vermutlich damit durchgekommen.

»Ich hatte Angst um mein Leben«, hätte ich zu meiner Verteidigung angeführt, und das wäre durchaus plausibel, wenn auch nicht völlig korrekt gewesen. Die Vorgesetzten wollen diesen Satz von dir hören, wenn etwas schiefgelaufen ist. Man